

Autor:	Adolph Zahn
Quelle:	Betrachtungen über das zwölfte Kapitel des Römerbriefs; 2. Anhang
Datum:	1889

Die richtige Betrachtung einer Zeit.

Gottes Geist lehrt Prüfung der Geister und der Zeitepochen. Man erkennt die Zeichen der einzelnen Zeitalter. Der Christ ist berufen, ein Urteil zu fällen, ja er kann es allein. Christliche Heiligung hat mit Urteilslosigkeit nichts zu tun: der Christ fällt das schärfste und das mildeste Urteil.

Welches ist nun die richtige Betrachtung einer Zeit?

Es gehört mit zu den großen Mängeln der menschlichen Natur, daß sie nie über sich selbst zu einem klaren und stehen bleibenden Urteil kommen kann. Seitdem der Mensch seinen Schöpfer und damit den Ausgang und Zielpunkt seines Lebens verloren hat, ist er auch über sich selbst in einer fortwährenden Verwirrung begriffen. Wir kennen uns selbst nicht mehr. Darum ist auch unsere Wissenschaft über uns selbst, über die Geschichte unseres Geschlechtes, die Fortschritte und Entwicklung desselben, so etwas Schwankendes, in trügerischem Halblicht Herumtappendes. Der Mensch sucht die Wahrheit in den Wegen der Vergangenheit und Gegenwart, findet sie aber nur selten. Und selbst dann, wenn er die einzige Leuchte in die Hand nimmt, das Wort Gottes, irrt er eben mit diesem Worte, denn er vermengt es in einer ihm oft selbst ganz verborgenen Weise mit den Interessen seines von dieser oder jener Leidenschaft bewegten Herzens. Es ist der *gerichtliche* Charakter des Wortes Gottes, daß es dort, wo man Mißbrauch mit ihm treibt, nur die Dunkelheit vermehrt und den Menschen in seinen eigenen Gedankengängen als wie in dem verworrensten Labyrinth verstrickt. Es behält bei allem diesem Gericht, das es über viele ausübt, seinen heiligen und erleuchtenden Charakter — aber nur bei wenigen. Eine Beurteilung der menschlichen Entwicklung in ihrem jedesmaligen Stadium ist selbst an der Hand der heiligen Schrift eine sehr schwierige, *denn entnehmen wir aus ihr wirklich die richtigen Gesichtspunkte?*

Man kann deshalb nicht vorsichtig und zögernd genug in seinem Urteile über eine Zeit sein. Dies gilt namentlich auch für unsere Tage, wo die Wissenschaft es mehr und mehr zu ihrer Aufgabe macht, nicht nur den äußeren Gang der Geschichte, sondern vor allem auch die sittlich-religiösen Zustände in ihrer ganzen Eigenart bloßzulegen und uns die Vergangenheit in ihren lebhaftesten Farben vor die Augen zu rücken. Die Kulturgeschichte ist die Aufgabe der Gegenwart. Darin wird emsig gearbeitet, — mit dem Fleiße, der zu dieser allerschwierigsten Arbeit gehört. Studien in den kleinen Gebieten des Lebens sind nicht nur mühsam, sondern oft gar nicht möglich. Es ist kein Material vorhanden. Mit Mühe liest man nur zuweilen hier und da einzelne zerrissene Fäden auf, an denen weiterzuspinnen ist. Oft ist es aber auch die übergroße Fülle der Nachrichten, die uns zu keiner klaren Vorstellung kommen läßt. Die Kulturverhältnisse ändern sich oft im Laufe weniger Jahrzehnte sehr bedeutend. Eine weitaus schweifende Gegenwart kann sich kaum noch in eine beschränkte, eng umzäunte Vergangenheit zurückdenken. Der kurzlebige Mensch, von dem Zauber seiner Tage getäuscht, findet sich nicht mehr in die Art der Alten, und seien dies selbst nur seine Väter und Großväter gewesen. Wie weit liegen dieselben schon hinter ihm! Selbst der wissenschaftlich nüchterne und eingehende Forscher wird mit einer gewissen Bangnis das Bild der Vergangenheit hervorrufen. War es wirklich so? Wir haben eine Art von deutscher Kulturgeschichte von Scherr, doch hat er kaum mehr als den Kanon der Betrachtung: ob die Menschen roher oder etwas gesitteter waren, ob sie in starken geschlechtlichen Sünden lebten, ob viel pfäffischer Betrug und Lug regiert hat, ob die Sümpfe, in denen man wandelte, etwas mehr oder weniger tief waren. Eine heftige Erbitterung über das menschliche Geschlecht im allgemeinen, ein Widerwille namentlich gegen die Greuel der falschen Frömmigkeit, eine Lust unnatürliche Laster und himmelschreiende Grausamkeit an den Pranger zu stellen, ließ den Mann seine Farben mischen. Die Welt mag noch so sehr im Argen liegen, *so sieht sie doch nicht aus*. So empfand nur der tief verbitterte Schriftsteller. Das Gegenteil ist

Ranke in seiner meisterhaften Geschichte, diesem herrlichen Denkmal deutscher Klarheit und Forschung: er war eine feine, ästhetische, scharfsichtige und dabei *glückliche* Natur, er spiegelte die Welt ruhig und leidenschaftslos wider wie ein klarer Bergsee und stellte das Geschehene mit unvergleichbarer Sachkenntnis dar. Aber müssen wir nicht bei diesem Forscher-Genius sagen: er geht wieder auf der anderen Seite zu weit? Er fürchtet, wie es scheint, die Tiefen und Abscheulichkeiten menschlicher Verkommenheit, er schrickt vor ihnen zurück. Ob das nicht auch mitgewirkt hat bei seiner Abweichung von Tacitus, so wahr manche seiner Bemerkungen über diesen scharfen Zensor sein mögen? Er sagt in der Schilderung des entsetzlichen Elagabal, daß man dem Kaiser alle Laster nachgesehen, „aber es gibt doch auch in der Immoralität eine Grenze dessen, was sich die Welt gefallen läßt.“ Das gilt von Rom — es ist aber auch für Ranke sehr bezeichnend, der lieber an den Greueln vorbeigeht, statt sie auszumalen, und der nur wenn die Grenze kommt, dann sich zwingt, die tiefen Schäden aufzudecken. Weiter aber können wir fragen: ist der Gesichtspunkt Rankes überhaupt ausreichend, Weltgeschichte zu schreiben? Wir bezweifeln es, denn obwohl er sich als einen gut lutherischen Christen bekennt, ist seine Weltbetrachtung eine *unbiblische*, denn er zögert, um mich milde auszudrücken, Weissagung und Wunder zu glauben, und sucht überall, wo sie ihm entgegen treten, Hilfe in der *psychologischen Erklärung*.

Wie verschieden ist wieder von Ranke der ultramontane Geschichtschreiber Janssen, der, schwärmerisch begeistert von dem erträumten Ideal eines mittelalterlichen päpstlich-kaiserlichen Reichsbildes altgermanischer Herrlichkeit, alles, was seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts geschieht, nach diesem nie dagewesenen Vorbilde beurteilt. Da fehlt aller wahrhaft historische Sinn, denn nie hat eine Zeit allein ganz recht und eine andere ganz unrecht, sondern vermenget und verworren liegen die menschlichen Dinge und bedürfen einer vorsichtigen Scheidung. Jede Schablone, die man von vornherein mitbringt, zerbricht. Die Welt, dieses unbändige rätselhafte Ding, läßt sich in kein Schema schlagen.

Können wir weder mit dem ungeschlachten Scherr, noch mit dem ästhetischen Ranke, noch mit dem ultramontanen Janssen uns vereinen, so werden wir am Ende sagen müssen: es bleibt nichts übrig, als die einfache Darstellung der Verhältnisse, wie sie waren, ohne persönliche Reflexion. Dies nimmt ja so manche Wissenschaft für sich in Anspruch. Aber es ist doch nichts anderes, als die Welt ohne Augen ansehen wollen, oder als sich in die Sterne versetzen, um von oben die Erde zu betrachten. Reine Wissenschaft, Entfernung aller Voreingenommenheit ist einfach — Schwindel. Es sind nur Träumer, die auf dieser einsamen Insel das Leben noch einmal anfangen. Und sie gefallen uns nicht einmal. Denn der persönliche Mensch verlangt überall nach persönlicher Betrachtung, und ist er weise, so weiß er, daß weder er noch sein Nächster sie irgendwo loswerden kann. Und diese *überall* uns beeinflussende persönliche Anschauung ist wieder eine volks- und genossenschaftliche — auch bei *unseren* Zeitgenossen mit ihrem alle Gemeinsamkeit auflösenden Individualismus. Wir bleiben doch Kinder unserer Zeit und singen ihr Lied mit, es gefalle uns oder nicht.

Es ist kaum möglich, einen Standpunkt zu finden, von dem man die Charaktere einer Zeit beurteilen soll. Ist es der moralische? Dann ist gleich der Einwurf da: *welche* Moral soll urteilen? Wie unsagbar falsch, langweilig, in öder Wiederholung geht die Geschichtsbetrachtung einer rationalistischen Moral einher. Die Manier dieser Richtung gibt Geschichtsbetrachtungen, in der eine wie die andere aussieht. Man merkt dieselbe auch in einer modernen Geschichte des Pietismus, wo nach ein paar Regeln und christlich-moralischen Gedanken die große Reihe der Persönlichkeiten, die zum Teil alle mehr inneren Reichtum und Empfindung hatten als der Darsteller, zugeschnitten werden. Von einer reichen, lebendigen und beweglichen Vergangenheit hat man zuletzt ein paar magere dogmatische Sätze. Das ist gewiß keine Art Geschichte zu schreiben. Wir werden immer in der Schilderung des Heidentums (wo aber überall Religion und Sittlichkeit eng zusammenhing) die Entwicklung nach dem Verfall auch der den natürlichen Menschen noch irgendwie ausstattenden Sittlichkeit betrachten und danach ihren Wert feststellen — aber jeder weiß, wie schwierig hier die Dinge liegen und wie schon die einem Volke ursprünglich mitgegebene Allgemeinmoral und das wirksame Allgemeingewissen etwas sehr Verderbte sein kann. (Neuerdings hat man z. B. sehr energisch dage-

gen protestiert, daß die Zeit Neros ein *Sumpf* gewesen, auf dem gegen seine eigene Natur das Christentum gewachsen sei.) Womit indes keineswegs verneint ist, daß die Menschheit nicht von den grellsten Unterschieden auch der natürlichen Sittlichkeit zerrissen sei. Es gibt eine andere Beleuchtung, welche die großen Greuel der Menschheit als die Kennzeichen einer ganzen Epoche darstellt. Da spielen die Inquisitionstribunale und die Hexenprozesse eine erschütternde Rolle. Sie werden förmlich ausgebeutet, um ein Jahrhundert zu erniedrigen, damit die Gegenwart mehr glänze. „Solche Dinge seien bei uns nicht mehr möglich.“ Ein grausames rohes Gerichtsverfahren könnte aber vielleicht nur beweisen, daß die Menschen damals nicht die Nerven hatten, die wir besitzen. Und dann sind unsere Dynamitverbrechen ein solches Übermaß von Teufelei, Stumpfheit und Roheit, daß sie fast unerhört erscheinen. Weiter — welchen Vorzug hat eine überaus schlaife Behandlung der Angeklagten vor einer überaus strengen? Die Menschheit taumelt immer in Gegensätzen einher und übertreibt es bald in Strenge, bald in Weichlichkeit. Daher kann man keinen Maßstab nehmen. Am wenigsten aber aus dem Selbstruhm eines Jahrhunderts, mit dem sich dasselbe als das fortgeschrittenste betrachtet und auf die alten Zeiten herabblickt. Es hat zu allen Zeiten geistreiche und moralische Menschen gegeben, sagt Ranke. Welch ein eitler Ruhm ist es z. B., wenn ein Jahrhundert von einer besonderen *Weltanschauung* sprechen will, die merkwürdig große Unterschiede mit der Gedankenwelt der Vergangenheit, etwa mit der des 15. und 16. Jahrhunderts, ausweise. Es ist schwer verständlich, wie immer noch verständige Menschen auf den trockenen Bissen von einer besonderen Weltanschauung anbeißen. Ein Jahrhundert, da; nichts ist als der flüchtige Moment einer großen Äonenreihe, soll eine *besondere* Weltanschauung haben? Nach dem Lauf vieler Jahrhunderte und mühsamer Forschung bringen wir es etwa zu einer *Weltahnung*, zu einer matten Vorstellung von dem Großen der daseienden Dinge, aber zu einer Weltanschauung — das Wort erinnert zu sehr an den Stolz des Menschen!

So in der Menge der Ansichten herumgreifend, suchen wir nach einem festen Halt und da bietet sich uns der einfache Satz: *eine Zeit ist dann eine vor anderen glückliche und gesegnete, wenn in ihr viele Gemüter sich finden, in denen die erste Tafel des Gesetzes Gottes zur Geltung gekommen ist.* Eine Zeit reich an Menschen, die vor Gottes Majestät erschrecken und nach seiner Gnade verlangen, übertrifft alle anderen Zeiten. Aus dieser Stellung zu Gott wird dann von selbst das Leiden für Gottes Ehre folgen: das Martyrium; und wir sagen weiter: *eine Zeit reich an Märtyrern der Liebe zu Gott* verdient den Kranz der Ehren vor allen anderen Stadien menschlicher Entwicklung. Der angegebene Kanon muß für jeden, der nach der Schrift und nach dem Bekenntnis der Reformation die Welt richtet, unantastbar sein. Nach ihm haben viele Epochen der Vergangenheit einen bedeutenden Vorzug vor der Gegenwart, in der wir leben. Es ist bekannt, wie sehr die Reformatoren über ihre Zeit klagen. Nicht nur Luther, sondern auch Calvin. Auch dieser meinte oft, in dem unglücklichsten aller Jahrhunderte zu leben. In diesem Sinne schrieb er einmal auch an den Herzog von Sommerset. Man hat die Reformatoren mit diesen ihren Klagen gegen sich selbst ins Gefecht geführt. Man hat sie mit ihren eigenen Worten verdammt. Dann hat man die verwüstenden Folgen der Reformation aufgezählt, die schließlich ihre glücklichen Anfänge in der Versumpfung am Schlusse des Jahrhunderts kläglich ausgehen sieht. Ich finde die Apologetik nicht glücklich, die die traurigen Zustände im 16. Jahrhundert besser machen will, als sie waren. Es ist das auch gar nicht nötig für die Reformatoren. Sie haben einfach und lauter das getan, was sie mußten: sie haben Gottes Wort in eine verdorbene Welt hinein geworfen und da hat sie selbst den kümmerlichen gesetzlichen Halt noch verloren, den sie bis dahin hatte, und ist ganz in Auflösung hineingeraten. Nicht was aus der Welt wird, ist die Hauptsache — auch nicht was aus mir wird — sondern: was verlangt die Ehre Gottes und seines Wortes. Wir können nach der neuesten Darstellung von Egelhaaf in seiner Geschichte des Reformationszeitalters sagen: die Zustände in Deutschland vor der Reformation waren auch elend nach dem, was eine *moralische* Betrachtung so nennt — und wir können Janssen in manchem recht geben, daß es trostlos in Deutschland nach dem Tode Luthers und selbst auch bei seinem Leben aussah: *aber was beweist das?*

Mitten in den Trümmern einer untergehenden und in den jämmerlichen Anfängen einer neuen Welt stehen die vielen, ja unzählbaren Männer Gottes, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten und in Wahrheit „Leib, Gut, Kind und Weib“ für ihn opfern. Eine große, herrliche Zeit, durchtönt von den Klängen einer Harmonie, die vom Himmel auf die Erde rauscht. Nach diesem Gesichtspunkt schreibe man Geschichte und Kulturgeschichte und feilsche nicht um die so schwierigen Detailfragen nach dieser oder jener großartigen oder *geringen Welterneuerung* auf den sittlichen Gebieten. Wir wissen, sie hat nicht gefehlt und konnte nicht fehlen. Luther faßt einmal die *doppelte* Eigentümlichkeit seiner Zeit so zusammen: „Es ist schon eine sehr große Bewegung in der Welt durch das offenbarte Wort. Sie knackt sehr, hoffe ich, sie werde brechen durch den jüngsten Tag, den wir erwarten. Denn alle Laster werden jetzt für gute Sitten gehalten und wollen nicht gerügt werden; wiewohl es nun höflicher und besser steht, denn vor zwanzig Jahren. Es hat nun viel feiner Leute und auch viel feiner Schulen, wo Jünglinge unterrichtet werden. Wir haben gottlob neue Universitäten, welche das Wort Gottes angenommen haben. — Das Wachstum der Schulen ist eine Frucht des Wortes und sie sind Lehranstalten der Kirchen. Wenn diese gefördert werden, so soll es, ob Gott will, viel höflicher stehen.“ Zwingli sagt einmal: „Von vielen kann ich in Wahrheit behaupten, daß sie herrlich zunehmen (Gott sei dafür gedankt) in Liebe zu Gott, in Friede mit dem Nächsten, in der Erkenntnis des Evangeliums, in einfältigem Wandel, in göttlicher Weisheit, in Beiträgen und Hilfeleistungen an die Armen, in Demut, im Verzeihen den Feinden, im Eifer für die Lehre Christi, in Teilnahme für die Gefangenen Christi und in Sorge für die ganze christliche Gemeinde. Es stirbt in ihnen die Selbstsucht von Tag zu Tag, dagegen wird Gott in ihnen um so mächtiger.“

Neben diese Erfahrung des Zürchers tritt die unvergleichliche Erscheinung Genfs, die uns fast zu viel Sittenstrenge zeigt. Man lese die Geschichte des häuslichen Lebens von Coligny und man wird ein Bild wahrer Frömmigkeit finden, wie es der Romanismus gar nicht kennen kann. Aber ich lege darum hierauf keinen *zu großen* Nachdruck, weil auch die gezuchteten Geister der Reformation immer das bleiben, was sie selbst von sich sagten: „mit Sünden befleckt“, und weil man mit den Beweisen aus diesen Gebieten nicht weit kommt: *sie haben für Gottes Ehre und Wahrheit gestritten: das genüge uns.*

Unsere Theologie liebt so sehr die sittliche Betrachtung. Man wird fast müde an dem ausgedroschenen Stroh: sittlich-religiös. Aber eine sittliche Betrachtung wird immer von dem Fluch des Paradieses gehemmt sein und in einer Verwirrung bei dem Wissen von gut und böse enden. Auch tritt ihr, wenn auch nur mit kümmerlichem Recht, das Wort von Lange entgegen in seiner Geschichte des Materialismus: „Wir wissen, daß Glaube und Unglaube im Verhalten der Menschen im großen Ganzen und soweit es äußerlich in auffallenden Handlungen zu tage tritt, keinen irgend merkbaren Unterschied macht.“ Auch kann die sittliche Betrachtung weder die Schrift noch die Reformatoren verstehen. Die Schrift hat Helden des *Glaubens* und eine Heiligung *im Glauben*. Nichts anderes hat die Reformation. So wenig wir aber die Geschichten der Genesis oder der ganzen Schrift nach Moralität verstehen können, so wenig in dieser Weise die Reformatoren.

Es ist nicht zu sagen, welchen Schaden die moralische Betrachtung der Schrift und der Reformationzeit gebracht hat. Zöckler bewundert die Auslegung der Genesis durch Luther, aber er meint ihm doch nicht in den bedenklichsten Partien folgen zu können. Warum nicht? Weil ihm eine falsche moralische Betrachtung noch anhängt und er nicht die tiefen Wege des Elendes geführt ist, die die Erzväter und die Luther gehen mußten — *und in denen sie mitten in aller Befleckung doch glaubten*. Ein Weg im Glauben und ein moralisches Leben sind himmelweit verschiedene Dinge. Wir können etwa noch ein Weltkind begreifen oder einen Mönch, aber die Kreatur Gottes ganz menschlich und ganz göttlich zugleich verstehen wir nicht. Ein System der Ethik auf Grund der Schrift halte ich für eine Unmöglichkeit. Denn jede logisch geordnete, moralisch gerichtete Betrachtung zerstört *das Geheimnis* der wahren Heiligung, die eben nicht ein Gegenstand der zugeschnittenen Beschreibung ist, *sondern überall geheimnisvoll, verborgen, anstößig und seltsam*. Es heißt da: Der Wandel ist gut, aber der Gang ist schlecht. Die Gerechtigkeit der Gläubigen kann ge-

sehen und dann doch wieder mit tausend Gründen bestritten werden, denn es bleibt hier alles unter den heillosen Verwirrungen einer ungeordneten Welt der Eitelkeiten, die niemand tiefer beschrieben hat als der Prediger Salomonis. Dogmatik und Ethik sind gewiß notwendige Fächer, aber man soll um alles nicht glauben, *daß man damit das Leben und die Wirklichkeit gefaßt hat*. Köstlin hat einmal gesagt: „Luther war eine dämonische Natur.“ Ich halte den Ausdruck nicht für glücklich. Er wollte damit das Gewaltige und Rätselhafte seines Wesens bezeichnen. Warum ist uns aber Luther vielfach rätselhaft, warum so viele Ausdrücke, die uns alles Maß zu überschreiten scheinen, warum zuweilen offenbare Zugeständnisse an sittlich verbotene Dinge? Weil in seiner Seele das Gebot des Glaubens ringt mit dem Gesetz und dieses Gesetz nicht überwinden kann als in dem, daß es scheinbar übertreten wird. Das Gesetz des Geistes des Lebens, das in Christo Jesu ist, machte ihn frei von dem Gesetz der Sünde und des Todes.

Melanchthon wird todkrank durch die Geschichte mit dem Landgrafen, Luther bleibt nicht nur selbst fest, sondern rettet auch noch den Freund aus der Nacht der Verzweiflung. Ich sage es in aller Bescheidenheit — wir kleinen Geister sollten es aufgeben, nach moralischen Empfindungen die Stellung und den Kampf der Glaubenden begreifen und verteidigen zu wollen. Geben wir die Ärgernisse Luthers ruhig an die Römischen preis — der Mann wird in *deren* Schmutze nicht befleckt. Sie selbst richten sich nur mit ihrer Moralität, die Gott nicht kennt.

Welch ein Verlangen nach Gnade durchzieht die Reformationszeit: darin ist sie heilig und groß. In öden Ruinen blüht die Rose von Saron. In wunderbarer Weise sind die Gemüter darauf vorbereitet, wie uns die Jugendgeschichte des Superintendenten Myconius in Gotha beweist. Welch eine Macht des Lebens, des heiligen Geistes ausgegossen über die verfinsterte Welt! Und gehen wir an den Schluß des Jahrhunderts und schauen einen Augenblick den Heldenkampf der Niederländer an, so müssen wir sagen: Wie namenlos unglücklich war die damalige Zeit und doch wieder wie überreich von den großartigsten Beweisen des inneren Lebens. Einmal ist ein Holländer verurteilt, in einem Sacke in einen Fluß geworfen zu werden. Bis an den Rand des Flusses disputiert er aufs lebhafteste mit seinen Feinden darüber, daß die evangelische Wahrheit gewiß und unumstößlich sei. Eine solche Zuversicht lebte in den Seelen. Wilhelm von Oranien, nach meiner Auffassung ein Mann der großartigsten Aufopferung für sein Volk, dem selbst seine letzte Bitte noch gewidmet war, wird von anderen zum Heuchler und Egoisten gemacht. Sollen wir noch an die Fahrten der Puritaner übers Meer erinnern, und wie das erste ist, was sie tun, als sie die unwirtliche Küste betreten, daß sie den Sonntag heiligen und damit diese heilsame Ordnung den Freistaaten von Amerika einprägen. Wer ist nicht erschrocken über die Bilder des unsäglichen Leides im dreißigjährigen Kriege, und mit Recht erschrickt man über diese Verwüstung des Landes, die grade so nach dem Segen der Reformation folgt, wie es einmal Jesaja (Kap. 6) für seine Tätigkeit geweissagt war; aber man sehe in diese düstere Zeit hinein und man wird eine Anzahl ausgezeichnete Fürsten finden, die wahrhaft gottesgelehrt sind und in dem wilden Sturm des entsetzlichen Grauens noch zu retten suchen, was sich retten läßt. Hat nicht ein Paul Gerhardt sich aus diesen Schutthaufen als jublierende Lerche erhoben?

Gewiß — äußere Ruhe und Wohlordnung, Fortschritt der Kultur und Wohlhabenheit, ein mächtiges deutsches Reich sind noch keine Beweise einer besseren Zeit: eine Zeit ist nach göttlicher Anschauung eine friedvoll heimgesuchte und begnadigte, wenn man ergriffen wird von Angst um seiner Seelen Seligkeit und um diesen hohen Preis die Sichtbarkeit mit ihren wertvollsten Gütern preisgibt.

Der Anfang des 18. Jahrhunderts ist ausgezeichnet durch die hellleuchtenden Taten der Waldenser, Wallonen, Franzosen und Salzburger, welche in einer glorreichen Flucht ihre grausame Heimat verließen. Man gedachte neulich der Aufhebung des Ediktes von Nantes und des sich daran anschließenden Refuge. Welch eine Aufopferung bei diesen Flüchtlingen, die nur, um eine evangelische Predigt anzuhören oder die Psalmen Davids singen zu dürfen, unter tausendfachen Gefahren über die bewachten Grenzen drangen.

Sind das nicht geweihte Zeiten gewesen? Und welchen Segen hat Preußen von den Tränen der Réfugiés empfangen, die der große Kurfürst noch als seine Kinder auf seinem Sterbebette bezeichnete! Die Franzosen erschrakten, als sie in der Liste der preußischen Generale von 1870 so viele französische Namen fanden.

Aber deucht es uns nicht wie ein Märlein, daß einmal 300000 Menschen um ihres Glaubens willen den Wanderstab ergriffen?

Es scheint, als ob jedes Jahrhundert an seinen Wurzeln immer von einem besonderen Ausfluß göttlicher Gnade gefeuchtet werde. So auch das unsrige. In Elberfeld kam einmal in den dreißiger Jahren ein Mann ganz ermüdet zu einem Pastor — er war Tag und Nacht von Nassau hergelaufen —, um denselben zu fragen: Was muß ich tun, daß ich selig werde? In dieser Weise ging damals ein mächtiger Zug durch die Welt, den auch die Mission unter den Heiden verspürte. Freilich, er erlosch bald — nicht ohne große Schuld einer Theologie, die bald mit Hegel, bald mit Schleiermacher, bald mit Strauß entehrende Vereinigung suchte, auch ohne tiefere Einsicht darin war, wie weit der seit unserer klassischen Literatur sich ausbreitende Abfall unseres Volkes von Gott und seinem Evangelium sich schon festgesetzt hatte. Viel zu bereit, leichtlich den Schaden Israels zu heilen.

Und kommen wir nun in die Ausschau auf die letzten Jahrzehnte deutscher Geschichte, so enthalten wir uns mit Absicht jeglichen eigenen Urteils und fragen nur bei voller Wertachtung vor dem nach elender deutscher Zerrissenheit erstandenen Reiche mit seinen von Gott bis heute erhaltenen Säulen, mit seiner wunderbaren Auferbauung durch rätselhafte Siege, die auch gegen Rom das Evangelium der Reformation behaupteten, mit dem uns noch stets erhaltenen unvergleichlichen Besitz der Bibel in unseren Volksschulen — bedeckt nicht eine allgemeine Gleichgültigkeit und Stumpfheit die Forderungen der ersten Tafel des Gesetzes? Sind wir noch einer tieferen Begeisterung und Aufopferung für Gottes Ehre fähig? Leben wir nicht so schnell, daß wir kaum mehr Zeit haben, über diese entscheidenden Dinge auch nur noch nachzudenken?

Unser Jahrhundert sah einmal ein kleines Martyrium in den Leiden und der Auswanderung der Altlutheraner, doch will man das auch vermindern. Und als das Vatikanum den deutschen Bischöfen die Gelegenheit eines Leidens bot, zogen auch solche, die dreißig Jahre Kirchengeschichte studiert hatten und nirgends die Unfehlbarkeit gefunden, es vor, dem, was sie verwarfen, sich zu unterwerfen!

Ist unserer Zeit ein heiliges Martyrium für das höchste Gut bekannt? Wenn aber nicht, was werden wir über sie urteilen müssen?

Eine Salonfeder hat jüngst in der Beurteilung der Gedichte Geroks gesagt: „Die religiösen Fragen haben aufgehört, für uns Lebensfragen zu sein.“

Ich glaube nicht, daß der Mann irrt. —

Hätte ich die Fähigkeit, so möchte ich wohl einmal eine Kirchengeschichte schreiben, wie die Schrift sie geschrieben hat: da sind entweder Menschen, getragen von heiligem Geist, aber wirkliche Menschen, Sünder und Elende, oder es sind Heuchler und Schablonenmenschen da, die nach einem Gesetz ihrer Phantasie lebten. Unsere Geschichtsschreibung hat eine Schublade voll christlicher Phrasen und damit zeichnet sie Menschen, die entweder als Geschöpfe Gottes unbeschreibbar sind oder in derselben unwahren Form gelebt haben, in der sie beschrieben werden. Luther stellt den Kanon für Kirchengeschichte auf (es ist aber noch keine darnach geschrieben worden): „Die Väter haben ein groß Ansehen und Schein gehabt ihres guten Wandels und strengen Lebens halben: mit Fasten und Wachen haben sie hervorgeleuchtet und sind vortrefflich gewest. Es müssen auch solche Leute sein: denn es muß da sein entweder ein Schein und Glanz wie von Heuchlern, oder ein rechtschaffen Wesen, so von Herzen gehet, wie der großen Helden, die Gott erweckt.“